



SABINE KORNBICHLER
GEFÄHRLICHE
TÄUSCHUNG

Weltbild

Gefährliche Täuschung

Die Autorin

Sabine Kornbichler, geboren 1957, wuchs an der Nordsee auf und arbeitete in einer Frankfurter PR-Agentur, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Schon ihr Debüt »Klaras Haus« war ein großer Erfolg, ihr Kriminalroman »Das Verstummen der Krähe« wurde für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert. Sabine Kornbichler lebt und arbeitet als Autorin in der Nähe von München.

Sabine Kornbichler

Gefährliche Täuschung

Kriminalroman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Piper Verlag GmbH, München/Berlin

Umschlaggestaltung: Veruschkama Grafik & Illustration

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© andreiu88, © Kristian Bell,

© HolyCrazyLazy)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-900-8

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Ulla

Im Kalender war dieser Donnerstag als Herbstanfang vermerkt. In Wirklichkeit war er spätsommerlich – von der Sonne beschienen und mit einem kaum spürbaren kühlen Unterton. In meine Erinnerung würde er sich für immer als der zweiundzwanzigste September eingraben.

Wie an jedem anderen Werktag auch, war ich früh aufgestanden. Ich mochte diese Stunde, wenn der Tag gerade erwachte und das Gras noch feucht war. Während ich zum Ende der Auffahrt lief, um die Zeitung aus dem Postkasten zu holen, atmete ich die Morgenluft ein und dachte an den vergangenen Abend. Ich hatte ihn mit meiner Freundin Verena verbracht. Eigentlich wollte sie mich an diesem Vormittag auf meiner Radtour begleiten. Es würde jedoch an ein Wunder grenzen, wenn sie dies wahr machte.

Im Vorbeigehen legte ich die Zeitung auf den Gartentisch, füllte zwei große Gießkannen mit Wasser und ging zu den beiden Terrakottakübeln, die den Hauseingang säumten. Ich strich über die dunkellila, mit gelben Herzen gefüllten Blüten meiner durstigen Enzianbäume.

»Guten Morgen, ihr Schluckspechte«, begrüßte ich sie. Während ich den Inhalt der Gießkannen in die Kübel leerte, wanderte mein Blick die Hauswand hinauf. Anstatt Heilige darauf zu malen, wie es hier im Chiemgau üblich war, hatte ich mich für Feengestalten entschieden. Sie hatten unserem Haus seinen Namen gegeben: Die Leute nannten es *Feenhaus*.

Drinnen ertönte das Telefon. Nach dem fünften Mal würde der Anrufbeantworter anspringen. Ich stellte die Gießkanne ab und spurtete in die Küche. Zwischen dem vierten und fünften Klingeln griff ich nach dem Hörer.

Die Küchenuhr zeigte halb acht. So verschieden mein Mann Laurenz und ich in mancher Hinsicht waren – in unserem Hang zu Gewohnheiten ähnelten wir uns. Genau wie ich stand er morgens gegen sieben Uhr auf. Während ich im Feenhaus in Aschau Teewasser aufsetzte und die Zeitung holte, schaltete er in unserer Münchener Wohnung die Kaffeemaschine ein, ging unter die Dusche und rief mich danach an. Nur an den Wochenenden, die er gemeinsam mit mir im Feenhaus verbrachte, begannen unsere Tage anders. Da schliefen wir aus und lebten in den Tag hinein.

»Morgen, Emma.« Laurenz Stimme klang, als habe er sie in Alkohol gebadet und stundenlang rauchgeschwängelter Luft ausgesetzt.

»Hoffentlich fühlst du dich nicht so, wie du klingst.«

»Mein Kunde hat mich gestern Abend noch zu einer Kneipentour überredet. Hätte ich geahnt, wie sich mein Kopf heute Morgen anfühlen würde, hätte ich abgelehnt.« Er hustete. »Was hast du heute vor?«

»Um zehn bin ich mit Vreni zum Radfahren verabredet und dann ...«

»Euer wievielter Versuch ist das?«, unterbrach er mich.

»Ich zähle nicht mit.«

»Warum gibt sie es nicht auf?«

»Weil sie vor ihrem Sturz Spaß daran hatte. Wenn sie aufgibt, ist es, als wäre sie noch einmal gestürzt.«

»Manchmal ist es klüger, etwas aufzugeben. Wahrscheinlich würde sie vor lauter Angst beim kleinsten Abhang gleich wieder stürzen.«

»Sollte sie tatsächlich mitkommen, suche ich uns eine leichte Strecke aus.«

»Na ja, wenigstens wärst du dann nicht alleine. Mir wäre wirklich wohler, wenn du ...«

»Ich werde mir kein Handy anschaffen!« Die Diskussion, die jetzt unweigerlich folgte, führten wir nicht zum ersten Mal.

»Die Strahlung, die von einem Fernseher ausgeht, ist ...«

»... weit höher, ich weiß. Aber ich habe noch kein einziges Mal so ein blödes Ding vermisst.«

»Es gibt Notfälle, da kann dir so ein *blödes Ding* das Leben retten.«

»Laurenz, ich bin nicht die Einzige, die da draußen unterwegs ist. Wenn ich mir ein Bein breche, dann wird sich schon jemand finden, der einen Notarzt ruft. Und wenn mir irgendwo ein böser Bube auflauert, dann hilft mir auch kein Handy. Und jetzt hör auf, dir Sorgen zu machen. Pfleg lieber deinen Kater. Kannst du dich nicht noch mal eine Stunde hinlegen?«

»Geht nicht, ich habe um neun den ersten Termin.«

»Apropos Termin: Ich habe den Auftrag bekommen. Ich werde den neuen Kinderkrimi von Juliane Wolfinger illustrieren. Heute um fünf treffe ich sie in Neubeuern.«

»Ich freue mich für dich. Herzlichen Glückwunsch!«

»Danke. Ich rufe dich an, wenn ich zurück bin.«

Nachdem Laurenz mir einen Kuss durch die Leitung geschickt hatte, holte ich die Zeitung vom Gartentisch und

überflog bei einer Tasse Tee die Schlagzeilen. Eine Viertelstunde später saß ich bereits in meinem Arbeitszimmer im ersten Stock. Juliane Wolfinger hatte versprochen, mir das Manuskript ihres Kinderkrimis zu schicken, damit ich es vor unserem Termin noch lesen konnte.

Während ich wartete, dass mein PC hochfuhr, öffnete ich das Fenster und lehnte mich in den Rahmen. Mein Blick wanderte über die Apfelbäume in unserem Garten und die Dächer der Nachbarn. Nur fünf Kilometer von hier, in Kraimooos, lebten meine Eltern. Sie waren vor achtunddreißig Jahren kurz nach meiner Geburt dorthin gezogen. Ich teilte ihre Liebe zum Chiemgau, die aus mir eine unverbesserliche Landpomeranze gemacht hatte.

Im Gegensatz zu mir war Laurenz ein Stadtmensch. Es hatte gedauert, bis wir einen Kompromiss für unser gemeinsames Leben gefunden hatten. Dass es gelungen war, empfand ich immer wieder als ein Geschenk. Laurenz bezeichnete es mit einem Augenzwinkern als harte Arbeit.

Ich setzte mich an den PC, druckte das Manuskript, das in der Zwischenzeit angekommen war, aus und begann zu lesen. Als das Telefon läutete, runzelte ich unwillig die Stirn. Ich hatte vergessen, es auszuschalten, wie ich es üblicherweise beim Arbeiten tat.

»Thalmann«, meldete ich mich.

»Ich bin's«, sagte Verena kleinlaut.

»Vreni, guten Morgen!«

»Du ahnst bestimmt schon, warum ich anrufe.«

»Du magst nicht mitkommen, stimmt's?«

»Gestern Abend dachte ich noch, ich würde es schaffen, aber jetzt ... ich weiß, ich bin ein Feigling.«

»Bist du nicht. Es ist vielleicht einfach nur noch nicht der richtige Moment, um wieder aufs Rad zu steigen. Mach dir deswegen keine Sorgen.«

Verenas Sturz war ein Jahr her, aber sie hatte acht Monate lang Nacken- und Kopfschmerzen gehabt. Bei jemandem, der weniger diszipliniert dagegen angegangen wäre, hätte es vermutlich noch länger gedauert. Aber Verena war keine Wahl geblieben. Mit ihrem Gymnastikstudio verdiente sie den Lebensunterhalt für ihre kleine Familie – für ihre siebzehnjährige Tochter Mirjam und ihren Lebensgefährten Anton, der kurz vor ihrem Sturz seinen Job als Redakteur bei einer Zeitung verloren hatte und seitdem versuchte, sich als freier Journalist durchzuschlagen.

»Irgendwann schaffe ich es«, sagte sie und atmete hörbar aus.

»Ich weiß!«

Kaum hatten wir uns verabschiedet und aufgelegt, klingelte das Telefon erneut. »Niemand zu Hause«, murmelte ich und vertiefte mich wieder in das Manuskript.

»Emma, ich wollte heute Mittag mal wieder etwas Besonderes für deinen Vater kochen«, erklang die Stimme meiner Mutter auf dem Anrufbeantworter. »Er hat sich beschwert, seitdem ich meine Ausbildung begonnen hätte, würde ich ihn vernachlässigen. Also gibt es heute selbst gemachte Semmelknödel mit Schweinebraten. Wie wär's ...?«

Ich nahm den Hörer ab. »Hallo, Mama.«

»Entschuldige, dass ich dich beim Arbeiten störe, Emma. Ich möchte nur wissen, ob du Lust und Zeit hast, heute Mittag mit uns zu essen.«

»Ich will sowieso meine übliche Runde über die Maisalm fahren. Dann komme ich auf dem Rückweg bei euch vorbei. Nur kann ich nicht lange bleiben.«

»Sagen wir halb eins?«, fragte sie.

»Abgemacht.«

Nachdem ich das Manuskript fertig gelesen hatte, ging ich ins Schlafzimmer, zog mich um und flocht meine Haare zu einem Zopf. Unten im Flur schlüpfte ich in meine Sportschuhe, verstaute Portemonnaie und Papiertaschentücher in meiner Gürteltasche und verschloss die Haustür. Schließlich holte ich mein Rad aus der Garage, setzte den Helm auf und fuhr los.

Während ich den Schlechtenberg hinunterrollte, schaute ich rechts und links in die Gärten unserer Nachbarn. Außer der alten Anni Metzler, die vier Häuser weiter die verwelkten Blüten ihrer Rosenstöcke abschnitt, war niemand zu sehen. Im Vorbeifahren winkte ich ihr zu.

An der Kohlstatt bog ich Richtung Maisalm ab und trat kräftig in die Pedale. Bisher hatte ich es noch kein einziges Mal geschafft, die dreihundert Höhenmeter den Almwirtschaftsweg am Lochbach entlang zu bewältigen, ohne wenigstens einmal abzusteigen. An diesem Tag gelang es mir zum ersten Mal. Mit einem Hochgefühl und außer Atem überholte ich kurz vor der Maisalm eine kleine Gruppe von Wanderern, die wie ich diesen spätsommerlichen Tag zu genießen schien. Während ich dem Weg folgte, der oberhalb der Alm wieder in den Wald führte, warf ich einen Blick hinüber zu den an diesem Vormittag nur spärlich besetzten Tischen. Ein paar

Gäste machten dort Rast und hielten ihre Gesichter in die Sonne.

Im Wald nahm ich den Abzweig zur Abendmahlkapelle und ließ mein Rad bergab rollen. Erst als ich den Schotterweg erreichte, bremste ich ab. Hier hatte die abfallende Strecke ihre Tücken, zumal es am rechten Wegrand steil abwärts ging. Als hinter mir eine Klingel ertönte, fuhr ich zur Seite und ließ einen Radfahrer mit einem knallgelben Helm überholen. In selbstmörderischem Tempo raste er an mir vorbei und verschwand hinter der nächsten Kurve. Der hält sich auch für unsterblich, dachte ich und behielt mein kontrolliertes Tempo bei, bis ich die Abendmahlkapelle erreichte.

Unterhalb der Kapelle lehnte ich mein Rad an einen Baum und stieg die Treppe hinauf bis zu dem kleinen Brunnen. Nachdem ich ein paar Schlucke Wasser getrunken hatte, betrat ich – wie immer, wenn ich hier vorbeikam – das Holzgebäude, um einen Moment lang in den Frieden einzutauchen, der hier herrschte.

Kaum saß ich wieder im Sattel, hörte ich links von mir im Unterholz ein Geräusch. Es klang wie das schmerzzerfüllte Stöhnen eines Mannes. Erst konnte ich niemanden entdecken, dann sah ich ein Fahrrad im Gestrüpp liegen und ein paar Meter weiter den Mann mit dem knallgelben Fahrradhelm. Das muss der Unsterbliche sein, der mich überholt hat, überlegte ich. Sein halsbrecherisches Tempo hatte ihn vermutlich aus der Kurve geschleudert.

»Ich bin gleich bei Ihnen!«, rief ich, ließ mein Rad zurück und lief zu ihm.

Wieder stöhnte er auf. Es klang, als habe er große

Schmerzen. Ich musste an Verena denken, die sich bei ihrem Fahrradsturz einen Wirbel verletzt hatte. Bei ihm angekommen, sah ich, dass er auf dem Bauch lag. Rechtes Bein und rechter Arm waren angewinkelt, das linke Bein ausgestreckt, der linke Arm von seinem Körper verdeckt.

»Bleiben Sie ganz ruhig liegen«, sagte ich, während ich neben ihm in die Hocke ging.

Sein Helm war nach vorn gerutscht und verbarg die obere Hälfte seines Gesichts. Die untere war von einem mit grauen Fäden durchzogenen Vollbart bedeckt. Seine Lippen waren kaum zu erkennen, er presste sie vor Schmerz zusammen. Einem Impuls folgend versuchte ich, den Helm vorsichtig zurückzuschieben, damit er etwas sehen konnte. Aber selbst bei dieser winzigen Bewegung zuckte er zusammen und stöhnte auf. Konnte ich es verantworten, ihn ein paar Minuten lang alleine hier liegen zu lassen, um zum nächsten Hof zu fahren?

Unschlüssig wanderte mein Blick zu dem Rucksack auf seinem Rücken. »Haben Sie ein Handy in Ihrem Rucksack?«

Sein kaum hörbares Ja schien ihn ungeheure Kraft zu kosten. Ich atmete auf und öffnete den seitlichen Reißverschluss.

In diesem Moment traf mich sein rechter Arm mit so großer Wucht an der Schulter, dass ich das Gleichgewicht verlor und auf meinem Steißbein landete. Ein heftiger Schmerz ließ mich aufschreien. Der Mann, der eben noch bewegungslos zu meinen Füßen gelegen hatte, kam in Sekundenschnelle auf die Beine und zog etwas Weißes aus einer durchsichtigen Plastiktüte. Bevor ich begriff, was ge-

schah, drückte er mir mit der einen Hand Watte aufs Gesicht und packte mit der anderen meinen Nacken.

Erfüllt von einer nie dagewesenen Angst, wollte ich schreien, aber der Mann erstickte den Schrei. Ich drehte mich auf die Seite und versuchte, mit dem Knie seine Rippen zu treffen. Gleichzeitig zerrte ich mit aller Kraft an seinem Arm. Vergeblich. Mit einer schnellen Bewegung rutschte er hinter mich, sodass mein Kopf wie in einem Schraubstock zwischen seinen Oberschenkeln landete. Seine Knie drückten meine Schultern zu Boden, seine Hände pressten die getränkte Watte auf mein Gesicht. Ich schwang ein Bein nach hinten, verfehlte aber seinen Kopf.

»Stillhalten!«, befahl er mir.

In dem Gefühl, zu ersticken, krallte ich meine Nägel in seine Hände, sie drangen jedoch nicht durch das Leder der Handschuhe. Als ich versuchte, sein Gesicht zu erwischen, rammte er den Lauf einer Pistole gegen meinen Wangenknochen.

»Atme das Chloroform ein oder ich drücke ab!«

Da war nur noch diese unvorstellbare Angst. Ich versuchte, den Kopf in den Boden zu drücken und so ein wenig Abstand zu der Pistole zu gewinnen. Gleichzeitig hielt ich die Luft an.

»Wenn du das hier überleben willst, dann atme verdammt noch mal! Hast du mich verstanden?«

Chloroform, hatte er gesagt. Ich atmete so flach es nur ging. Es kostete mich eine fast übermenschliche Mühe, meine Muskeln loszulassen. Während ich so tat, als wäre ich bewusstlos, lief mein Gehirn auf Hochtouren: Gleich wird er die Watte von deinem Gesicht nehmen und deine

Augen beobachten. Du darfst nicht blinzeln. Du darfst auf keinen Fall blinzeln!

»Gib dir keine Mühe«, sagte er unbeeindruckt.

Das ist ein Test, redete ich mir ein, nur ein Test. Er testet dich, er will auf Nummer sicher gehen. Doch seine Umklammerung ließ nicht nach. Auch der Druck der Pistole gegen meine Wange blieb unvermindert. Aus Angst, jeden Moment tatsächlich bewusstlos zu werden, atmete ich noch flacher und hielt zwischendurch immer wieder die Luft an. Durchhalten ... nur noch ein paar Sekunden!

»Das ist sinnlos. Chloroform wirkt nur in Filmen und bei Freiwilligen so schnell. Wenn sich jemand dagegen wehrt und nicht tief einatmet, kann es zehn Minuten bis zur Bewusstlosigkeit dauern. Also lass diese dummen Spielchen!«

Nein!, schrie es in mir – ohrenbetäubend und gleichzeitig stumm. Die Verzweiflung, die ich bis zu diesem Moment hatte zurückhalten können, erfasste mich wie eine eiskalte Welle. Ich ...

Erst war da nur Benommenheit. Dann kehrte die Erinnerung zurück. Ein Gedankenkarussell begann, sich in meinem Kopf zu drehen – zunächst langsam, dann immer schneller: Wo war ich hier? Wer war der Mann, der mich betäubt hatte? Was wollte er von mir? Was hatte er mit mir gemacht?

Ich hob den Kopf. Auf der Suche nach etwas Vertrautem hetzte mein Blick durch den vom Licht einer Gaslampe nur schwach erhellten Raum. Die Wände bestanden aus Holzbalken, die Decke aus Holzlatten. Ich war in einer Hütte aufgewacht, auf einem Bett, das mit dem Kopfende an eine Wand gerückt war. An der gegenüberliegenden Wand gab es einen Klappstisch und einen Klappstuhl, an der Wand links von mir einen Bauernschrank und in der rechten hinteren Ecke einen Ofen. Schräg rechts von mir befand sich eine Tür. Aber wo war das Fenster?

Allmählich drang der Schmerz in mein Bewusstsein. Der Kampf auf dem Waldboden hatte seine Spuren hinterlassen. Aber nicht nur Steißbein, Schultern und Wange taten mir weh, sondern auch mein rechtes Handgelenk. Es war mit Handschellen am Kopfende des Bettes fixiert. Während ich mich vorsichtig aufsetzte, tropfte Speichel aus meinem Mund. Mit der freien Hand wischte ich ihn fort und brach in lautes Husten aus.

Als der Mann plötzlich neben meinem Bett stand, schrak ich zusammen. Die Angst legte sich wie ein Strick

um meine Kehle. Der Mann war ver mummt. In die dunkle Wollmütze, die ihm bis zum Hals reichte, waren Schlitze für die Augen geschnitten. Mund und Nase waren von der Mütze verdeckt, sein Körper unter einem Blaumann verborgen, seine Hände steckten in Handschuhen. In der rechten Hand hielt er eine Flasche mit Wasser. Er streckte sie mir entgegen.

Ich wich vor ihm zurück. Die Angst verstärkte meinen Hustenreiz. Ich würgte und hustete.

Der Mann ließ die Wasserflasche aufs Bett fallen und setzte sich dann auf den Klappstuhl. Mit vor der Brust verschränkten Armen wartete er, seinen Blick auf mich gerichtet.

Mit der linken Hand griff ich nach der Flasche, klemmte sie zwischen die Knie und drehte mit zitternden Fingern den Verschluss auf. Dann trank ich in kleinen Schlucken gegen den Hustenreiz an, wobei ich einen Teil des Wassers verschüttete. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis der Husten endlich nachließ und ich ein paar Worte herausbrachte. »Wo bin ich hier?« Er schüttelte den Kopf.

»Was wollen Sie von mir?«

Wieder Kopfschütteln.

Mein Herz hämmerte in meinem Hals, in meinen Ohren rauschte es. »Bitte lassen Sie mich gehen«, sagte ich.

»Ich werde Sie gehen lassen, wenn Sie tun, was ich sage.« Der Klang seiner Stimme wurde durch die Wollmütze gedämpft. Trotzdem erkannte ich sie. Sie gehörte dem Mann aus dem Wald.

»Sagen Sie mir, was ich tun soll.«

»Verhalten Sie sich ruhig und machen Sie keine Schere-
reien. Dann passiert Ihnen nichts.«

»Wann lassen Sie mich wieder frei?«

Er schlug ein Bein über das andere und wippte mit dem Fuß. Nach einer Weile, die mir endlos erschien, antwortete er: »Sobald Ihr Mann das Lösegeld gezahlt hat.«

Lösegeld. Ich hielt mich an diesem Wort fest. Es war wie ein Anker. Er will nur Lösegeld, sonst nichts. Geld ist nicht schlimm. Nicht schlimm! »Rufen Sie meinen Mann an, er wird Ihnen das Geld sofort bringen.« Wieder trank ich einen Schluck Wasser. »Bitte«, flehte ich. »Sie erreichen ihn in München, seine Nummer ist sechs zwei ...«

»Seine Handynummer reicht mir, Frau Thalmann.«

Ich gab sie ihm. Und dann traf es mich wie ein Schlag. *Frau Thalmann* ... Er kannte meinen Namen. Woher kannte er meinen Namen? Natürlich! Er hatte in meinem Portemonnaie nachgesehen. Mein Ausweis war darin.

»Es liegt an Ihnen, ob die Zeit, die Sie hier verbringen, erträglich sein wird. Wenn Sie kooperieren, wird Ihnen nichts geschehen. Ich werde Sie nicht anrühren. Haben Sie mich verstanden?« Wie gelähmt starrte ich ihn an.

»Haben Sie mich verstanden?«

Ich nickte mehrmals. »Ja.« Es war nur ein Flüstern, und ich war mir nicht sicher, ob er es gehört hatte. Deshalb wiederholte ich es lauter. »Ja.«

»Neben dem Bett steht ein Eimer. Während Ihrer Zeit in diesem Raum wird er Ihnen als Toilette dienen. Essen und Wasser werde ich Ihnen regelmäßig bringen. Ebenso eine zusätzliche Decke, wenn Ihnen kalt ist.«

Regelmäßig ... Wie lange wollte er mich hier festhalten?

»Haben Sie schon mit meinem Mann gesprochen? Haben Sie ihm gesagt, dass ...?«

»Es ist mitten in der Nacht. Besser, er ist ausgeschlafen, wenn ich mit ihm spreche.«

»Er wird nicht schlafen. Er wird wissen, dass ich nicht nach Hause gekommen bin. Ich habe versprochen, ihn gegen Abend anzurufen. Er wird nach mir suchen. Bitte ... rufen Sie ihn an. Er wird sich fürchterliche Sorgen machen. Er wird denken ...« Meine Stimme versagte. Es war mitten in der Nacht? Ich schaute auf mein linkes Handgelenk, dorthin, wo meine Armbanduhr gewesen war. Er musste sie mir abgenommen haben. »So lange habe ich geschlafen? Meine Eltern ... sie werden auf mich gewartet haben.« Tränen liefen mir übers Gesicht. »Bitte lassen Sie mich gehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ruhen Sie sich jetzt aus. In ein paar Stunden bringe ich Ihnen etwas zu essen. So lange lösche ich das Licht.«

»Nein!«, schrie ich. Und dann leiser: »Bitte ... lassen Sie das Licht an.«

»Schlafen Sie jetzt!«

Der Mann erhob sich, drehte die Gaslampe aus und ging zur Tür. Im Türrahmen drehte er sich noch einmal um: »Ich rate Ihnen, nicht zu schreien. Sollten Sie versuchen, sich irgendwie bemerkbar zu machen, wird Ihre Mutter darunter zu leiden haben. Ich habe ein Handy dort auf den Tisch gelegt. Die Verbindung zu meinem steht ununterbrochen – egal, wo ich mich gerade aufhalte. Über den Knopf in meinem Ohr höre ich jeden Laut von Ihnen. Wenn Sie also wollen, dass auch Ihre Mutter die Sache überlebt, dann verhalten Sie sich ruhig.«

Angst raubte mir sekundenlang die Sprache. »Meine Mutter hat Ihnen nichts getan.« Meine Stimme war nur noch ein Krächzen. »Bitte ...«

»Sie haben mir auch nichts getan, und trotzdem sind Sie hier. So, und jetzt schonen Sie Ihre Stimme!«

»Bitte lassen Sie mich hier nicht im Dunkeln zurück. Ich werde nicht schreien, das verspreche ich. Ich ...« Husten schnitt mir das Wort ab. Mit der linken Hand suchte ich nach der Wasserflasche, öffnete sie hastig und trank erneut gegen den Hustenreiz an.

Kaum war mein Husten verstummt, sagte er: »Je weniger Sie reden, desto weniger müssen Sie husten.«

»Haben Sie etwas Warmes für mich zu trinken? Einen Tee? Oder eine Brühe? Irgendetwas ...«

»Sie haben Wasser, das muss genügen.«

Hektisch rüttelte ich mit dem rechten Arm an den Handschellen und verstärkte damit den Schmerz nur noch. »Wie soll ich den Eimer benutzen, wenn mein Arm festgebunden ist? Das geht nicht.«

»Not macht erfinderisch, Frau Thalmann, das werden Sie auch noch feststellen!«

Die Dunkelheit umschloss mich wie eine bedrohliche Masse und raubte mir die Luft zum Atmen. Ich zitterte. Das Geräusch meiner aufeinanderschlagenden Zähne durchbrach die Stille. Zusammengekauert saß ich auf dem Bett und bestand nur noch aus Angst. Ich versuchte, meine Hand aus den Handschellen zu ziehen, aber sie waren zu eng.

Meine Augen mussten sich längst an die Dunkelheit ge-

wöhnt haben, trotzdem sah ich nichts. Nicht einmal einen Lichtstreifen unter der Tür. Warum war da kein Lichtstreifen? Tiefer und tiefer stürzte ich in diese Dunkelheit. Ich ließ mich zur Seite sinken, sodass ich auf meinem rechten Arm zu liegen kam. Dann zog ich die Knie an. Ich machte mich ganz klein und biss die Zähne zusammen.

Tief aus meiner Brust kamen Laute. Jammernde Laute. Meine Tränen vermischten sich mit Speichel, während ich manche Herzschräge wie Stromschräge spürte. Kalter Schweiß trat aus jeder meiner Poren. Zitternd vor Kälte zog ich die Decke, die am Fußende des Bettes lag, über mich. Warum hatte er mir den Ofen nicht angemacht?

Plötzlich sah ich den Ofen in unserem Wohnzimmer vor mir. Die grünen Kacheln glänzten. Ich öffnete die Klappe, schob ein Holzsplit nach dem anderen in die Flammen, schloss die Klappe wieder und lehnte mich dann mit dem Rücken gegen die Kacheln. Wärme durchströmte mich. Ich hob den Kopf und sah Laurenz am Tisch sitzen. Als ich die Hand nach ihm ausstreckte, verschwand das Bild.

Zurück blieb Verzweiflung. Und die Angst, vor lauter Angst verrückt zu werden – verloren in einem Raum, der mir keinen Halt gab. Es musste einen Halt geben, irgendeinen. Wenn schon keinen, der zu sehen war, dann vielleicht einen, den ich hören konnte. Ich horchte. Wenn ich tatsächlich in einer Hütte war, dann musste sie im Wald oder auf einer Alm stehen, irgendwo, wo es Bäume gab, Wind und Tiere. Aber ich hörte nur das Rauschen in meinen Ohren.

Mit den Fingernägeln fuhr ich über den Metallrahmen

des Bettes. Laut genug, um die Orientierung nicht zu verlieren, und leise genug, damit der Mann es nicht über das Handy hören konnte.

Laurenz würde nicht schlafen, er würde kein Auge zutun. Er würde von München nach Aschau rasen, er würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um selbst mitten in der Nacht an das Lösegeld zu kommen. Er würde keine Zeit verschwenden. Keine Sekunde.

Meine Eltern würden bei ihm sein. Meinen Vater würde die Sorge sprachlos machen. Meine Mutter würde Tee kochen, beten und versuchen, meinen Vater und Laurenz mit ihrer Zuversicht anzustecken. Irgendwann würde sie sich hinsetzen, die Augen schließen und mir etwas von ihrer Energie schicken. Sie glaubte daran, dass so etwas möglich war. Im Geiste würde sie mich an die Hand nehmen und mich auf meinem Weg begleiten. Sie hatte mir einmal erzählt, dass sie das stets so gehalten hatte, wenn ich in schwierigen Lebenssituationen gewesen war. *Wohldosiert*, hatte sie hinterhergeschickt, *damit du nicht unselbstständig wirst*.

»Sie dürfen meiner Mutter nichts tun«, sagte ich laut.
»Haben Sie mich verstanden!«

»Halten Sie den Mund und schlafen Sie!« Seine Stimme wurde durch die Tür stark gedämpft. Er war nebenan.

Der Husten weckte mich. Bevor ich überhaupt richtig zu mir gekommen war, saß ich aufrecht im Bett. Als ich die Augen öffnete und nichts sah, geriet ich in Panik. Sekundenlang unfähig, mich zu bewegen, tastete ich schließlich das Bett ab, bis ich die Wasserflasche fand.

Mein Herz klopfte. Ich war außer Atem, als wäre ich gerannt. Die linke Hand auf die Brust gepresst, schloss ich die Augen und suchte nach einem Bild, das die Kraft hatte, mich zu beruhigen. Meine Enzianbäume tauchten auf. Mein Blick irrte zwischen beiden hin und her, bis er zur Ruhe kam und an einer einzelnen Blüte hängen blieb. Je länger ich sie betrachtete, desto größer wurde sie. Ihr gelbes Herz ähnelte einer Sonne, umgeben von lila Blütenblättern. Vorsichtig strich ich mit dem Finger darüber. Tränen liefen mir übers Gesicht.

Wer würde die Schluckspechte gießen? Sie brauchten dreimal am Tag zehn Liter Wasser, sonst vertrockneten sie. Laurenz würde nicht daran denken, nicht in einer Situation wie dieser. Aber mein Vater – er würde daran denken. Er würde die Enzianbäume mit einer Entschlossenheit gießen, als würde er damit auch mich am Leben erhalten.

Mit einem Knarren ging die Tür auf, der Mann kam herein. Er ging zu der Gaslampe, die auf dem Tisch stand, und zündete sie an. Im Licht der Lampe sah ich, dass alles unverändert war: die Wollmütze, der Blaumann, die Handschuhe. Er warf einen prüfenden Blick auf die Handschellen.

Ich folgte diesem Blick. »Mein Handgelenk tut weh.«

»Daran werden Sie nicht sterben«, entgegnete er und ging wieder hinaus. Das Licht ließ er brennen.

Kaum war er draußen, hetzte mein Blick zu dem Tisch. Tatsächlich: Dort lag das Handy, mit dem er mich in Schach hielt. Ich maß die Entfernung zwischen Bett und Tisch. Konnte ich es schaffen, das Bett bis dorthin zu ziehen? Wenn das Handy tatsächlich eingeschaltet war,

konnte ich dann die Verbindung zu seinem Handy unterbrechen und den Notruf wählen? Aber was sollte ich der Polizei sagen? Ich wusste nicht, wo ich war.

Ich starrte immer noch auf das Handy, als er mit einem Tablett zurückkam und es vor dem Bett abstellte. Mein Blick blieb an dem Arrangement auf dem Tablett hängen: ein Plastikbecher mit Saft, ein Plastikbecher mit klein geschnittenen Kiwis, zwei mit Käse belegte Brötchen auf einem Pappteller, daneben mehrere Butterkekse.

»Ich möchte nach Hause«, sagte ich.

Er setzte sich auf den Stuhl, wippte mit dem Fuß und beobachtete jede meiner Bewegungen. »Essen Sie!«

»Ich habe keinen Hunger.« Mein Magen war wie zugeschnürt, ich würde keinen einzigen Bissen herunterbekommen. »Wann lassen Sie mich frei?«

»Sobald Ihr Mann gezahlt hat.« Beim Ausatmen war ein leises Fiepen zu hören. Er zog etwas aus der Tasche des Overalls und wandte mir den Rücken zu. Dem Geräusch nach zu urteilen, benutzte er ein Asthmaspray.

»Haben Sie mit ihm gesprochen? Was hat er gesagt?«

»Er will sehen, was er tun kann.«

Der Mann log. Laurenz würde versuchen, Berge zu versetzen, um mich zu retten. Warum log er? Oder hatte er einen Betrag gefordert, der unsere Möglichkeiten überstieg? »Wie viel Geld haben Sie von ihm verlangt?«

»Einhunderttausend Euro.«

Ich gab mir Mühe, mir meine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Diese Summe würde Laurenz aufbringen können. »Wenn mein Mann Ihnen das Geld gegeben hat, lassen Sie mich dann frei?«

»Ja.«

Gedanken ratterten durch mein Gehirn wie Zahlen durch eine Rechenmaschine: War es nicht ein gutes Zeichen, dass sein Gesicht stets vermummt war? Ich würde ihn nicht identifizieren können. Selbst bei dem Überfall war sein Gesicht halb von dem Helm verdeckt gewesen, ich hatte nur seinen mit grauen Fäden durchzogenen Bart sehen können. Würde er mich gehen lassen? Oder würde er mich ...? Nein! Die Angst kroch in meine Kehle. Würde es mir ergehen wie ...? Nein! Nicht daran denken! Ich fegte diesen Gedanken fort, verbot ihn mir. Ich wollte nur an Entführungsoffer denken, die überlebt hatten.

Und ich dachte an meine Mutter. An einen ihrer Sätze, mit denen ich groß geworden war: *Komm, Emma, lass uns nach einer Lösung suchen.* Hatte sie jemals an solch ein Problem gedacht? Hatte sie es für möglich gehalten, dass ihre Tochter eines Tages in einer Hütte an ein Bettgestell gefesselt sein könnte, in der Ungewissheit, ob sie diesen Raum lebend verlassen würde? Galt dieser Satz überhaupt für solch eine Situation? Wenn ja, wo lag dann die Lösung?

Da ich die Handschellen ohne einen Schlüssel nicht würde öffnen können, konnte eine Lösung nur von außen kommen. Aber wie sollte ich auf mich aufmerksam machen, wenn ich nicht um Hilfe schreien konnte? Würde er seine Drohung wahr machen und jeden meiner Hilferufe an meiner Mutter auslassen? »Die Sache mit dem Handy glaube ich Ihnen nicht«, brach ich das Schweigen. »Sie würden nie und nimmer ein eingeschaltetes Handy in meiner Nähe lassen. Das wäre idiotisch. Ich müsste nur das Bett dorthin ziehen und die Polizei rufen.«

Er gab einen amüsierten Laut von sich. »Dieses Handy ist so eingestellt, dass man damit nur eine einzige Nummer wählen kann, nämlich die von dem Handy in meiner Hosentasche. So etwas nennt sich Kindersicherung. Ganz praktisch, wie ich finde.«

»Und was ist, wenn der Akku leer ist?« Ich sah mich um. »So wie es aussieht, gibt es hier keinen Strom zum Aufladen.«

»Keine Sorge, ich habe mehrere aufgeladene Akkus dabei, ich werde sie rechtzeitig auswechseln.«

»Und wenn Sie zur Lösegeldübergabe fahren und unterwegs in ein Funkloch geraten? Dann wird die Verbindung zusammenbrechen.«

»Beten Sie, dass das nicht geschieht.«

Ein Schauer lief mir über den Rücken, und ich starrte ihn an. Dann hob ich meine rechte Hand, so weit es die metallene Fessel zuließ. »Wenn ich Ihnen verspreche, mich nicht von der Stelle zu rühren, nehmen Sie mir dann die Handschellen ab?«

Er schüttelte den Kopf. Ohne seinen Gesichtsausdruck sehen zu können, wusste ich, dass dieses Kopfschütteln mehr einer Belustigung entsprang, als ein Nein war. »Sie würden mir alles versprechen, um diesen Raum zu verlassen. Verständlich. Jeder würde das. Aber nur ein Narr würde Ihnen die Handschellen öffnen. Man muss frei sein, um ein Versprechen geben zu können. Das ist Luxus, Frau Thalmann, ein Luxus, den Sie sich derzeit nicht leisten können.«

Ich atmete tief ein und hatte dennoch das Gefühl, keine Luft zu bekommen. »Könnten Sie mich für einen Moment

an die frische Luft bringen? Bitte ... Sie können mir die Augen verbinden, ich möchte nur etwas frische Luft atmen.«

Dieses Mal war sein Kopfschütteln ein klares Nein. »Trinken Sie den Saft, dann bekommen Sie Vitamine.«

Ich hielt ihm die leere Wasserflasche entgegen. »Mein Hals fühlt sich ganz kratzig an. Saft wird da zu sehr brennen.«

»Erst trinken Sie den Saft, dann bekommen Sie Wasser!«

Allein bei dem Gedanken an die Säure zog sich meine Kehle zusammen. »Ich kann nicht.«

»Wenn Sie nicht wollen, dass ich Gewalt anwende, dann trinken Sie jetzt.«

Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag: Er hatte etwas in den Saft gemischt. »Was ist da drin?« Mit angstgeweiteten Augen sah ich ihn an.

»Nichts Tödliches, nur ein Schlafmittel.«

»Ich werde das nicht trinken.«

»Sie werden, glauben Sie mir.«

»Warum tun Sie das?«

»Weil ich das Geld brauche.«

»Mein Mann wird das Geld schnell besorgen. Wenn Sie mir jetzt ein Schlafmittel geben, dann ...« Ich wollte nicht schlafen. Auf keinen Fall. Mit einer schnellen Bewegung meines Fußes stieß ich den Becher um. Die gelbe Flüssigkeit ergoss sich über das Tablett.

Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, drehte die Gaslampe aus und verließ den Raum. Ich blieb in völliger Dunkelheit zurück. Verloren und verängstigt. Hilflos.

Ich weiß nicht, wie lange ich es aushielt, bis ich schrie. Es

können ebenso zwei wie zwanzig Minuten gewesen sein. »Ich werde das Schlafmittel nehmen. Hören Sie mich?«

Nichts geschah. Hatte er mich nicht gehört? Die Dunkelheit und die Stille waren wie unsichtbare Angreifer. Gedanken prasselten auf mich nieder wie Pfeile. Was, wenn er sich für meine Weigerung, den Saft zu trinken, an meiner Mutter rächte? Was, wenn er sich von Laurenz das Geld bringen ließ, ohne ihm im Gegenzug den Ort zu verraten, an dem er mich gefangen hielt? Was, wenn er mit dem Geld verschwand und mich hier einfach zurückließ? Wie lange würde es dauern, bis mich jemand fand? Wie lange würde es dauern, bis ich in dieser Dunkelheit verrückt wurde?

Bitte, wimmerte es in mir. Ich rief: »Bitte, kommen Sie zurück.«

Als die Tür aufging und ich vor dem dämmrigen Licht im Flur seine Konturen im Rahmen sah, hätte ich vor Erleichterung beinahe geweint. Er kam auf mich zu und hielt mir einen Becher hin. Ohne zu zögern, nahm ich ihn und trank den Orangensaft.

Meine Hoffnung, er würde sofort wieder gehen, zerschlug sich. Und damit auch mein Plan, mir einen Finger in den Hals zu stecken und mich zu übergeben. Unter die Decke, dorthin, wo er es nicht gleich entdecken würde.

Er setzte sich auf die Bettkante und strich mir mit einem Finger eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

Ich spürte das Leder des Handschuhs und zuckte zusammen.

»Sie sind sehr hübsch, Frau Thalmann«, sagte er in einem Tonfall, als würde es ihn erstaunen.

Erst waren es pochende Kopfschmerzen, die sich in mein Bewusstsein drängten. Dann war es Feuchtigkeit, wie ich sie zuletzt vielleicht mit drei Jahren gespürt hatte. Schlagartig war ich wach. Mit der freien Hand tastete ich unter die Decke. Das Laken war durchnässt, ebenso meine Hose. Vor Scham wurde mir ganz heiß.

Ich rutschte an den Rand des Bettes und klemmte mir die Decke zwischen die Beine. Wie lange würde es dauern, bis der Raum vom Gestank meines Urins erfüllt war? Mein Gesicht war nass von Tränen.

Irgendwann – mein Zeitgefühl hatte mich längst verlassen – waren die Tränen getrocknet. Ich starrte in die Dunkelheit und zählte die Sekunden, die endlos langsam zu vergehen schienen. Schließlich versuchte ich, in mir Bilder zu finden, die mich hielten. Als ich kurz davor war aufzugeben, setzte sich meine Mutter an mein Bett und strich mir über die Stirn. Ich spürte ihre Stärke und gleichzeitig ihre Zärtlichkeit. Sie nahm meine gefesselte Hand in ihre und hielt sie fest. Während sie neben mir saß, erinnerte ich mich daran, wie sie mir beigebracht hatte, mich zu wehren. Ich musste damals zehn oder elf Jahre alt gewesen sein. *Wenn dir jemand die Arme festhält, dann konzentriere dich auf deine Beine, die frei sind.* Sie hatte mit mir geübt, einem Angreifer wehzutun. Nur, wie sollte ich mich gegen Handschellen zur Wehr setzen? *Konzentriere dich auf deine Beine, die frei sind.* Der Satz hallte in mir wider. Meine Beine waren frei, aber was sollte ich mit ihnen anfangen? Was? Und dann dachte ich: Ich kann sie fit halten, um davonzulaufen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet.

In diesem Moment fiel ein Lichtschimmer in mein Ge-

fängnis. Der Mann hatte die Tür geöffnet. Mein Mund war so trocken, dass meine Zunge am Gaumen klebte. Gierig trank ich aus der Flasche, die er mir reichte. Kaum war das Wasser in meinem Magen angekommen, drängte es mit einem unmissverständlichen Geräusch zurück.

Geistesgegenwärtig hielt mir der Mann den Eimer hin. Ich nahm ihn und würgte so lange, bis kein Tropfen Flüssigkeit mehr in meinem Magen war. Dann nahm er den Eimer und trug ihn hinaus.

Als er zurückkam und die Gaslampe anzündete, fragte ich: »Können Sie mir bitte zwei Handtücher geben?«

»Wozu?«

»Ich habe zu fest geschlafen.«

»Sie haben was ...?« Er schien nicht gleich zu verstehen. Dann nickte er, ging hinaus und kam nach kurzer Zeit mit einer kratzigen alten Decke zurück. Nachdem er sie mir gegeben hatte, drehte er mir den Rücken zu. »Handtücher gibt es hier nicht.«

So gut es ging, deckte ich die feuchte Stelle auf dem Laken ab. »Danke.«

Er setzte sich an den Tisch, nahm das Handy und tauschte den Akku aus.

»Wie lange habe ich geschlafen?«, fragte ich. Meine Stimme klang blechern.

»Eine Stunde.«

Nur eine Stunde? Warum hatte er mich eine Stunde schlafen lassen? Um zur Geldübergabe zu fahren? »Haben Sie das Geld? Lassen Sie mich jetzt frei?«

»Es gibt Schwierigkeiten, die Übergabe wird sich verzögern.«

»Das kann nicht sein! Welche Schwierigkeiten sollte es denn geben?« Unsere Ersparnisse deckten die geforderte Lösegeldsumme ab. Laurenz würde nicht einmal einen Kredit aufnehmen müssen. Er musste das Geld nur vom Konto abheben. Nur abheben, nichts weiter.

»Ihr Mann hat die Polizei eingeschaltet. Das bedeutet, dass Sie mehr Zeit hier verbringen müssen als geplant.«

»Lassen Sie mich mit ihm telefonieren. Wenn ich mit ihm rede, wird er sich beeilen. Ich werde ihm sagen, dass jede Minute, die ich länger hierbleibe, eine Qual für mich ist. Ich werde ihm sagen, dass ...«

»Frau Thalmann, glauben Sie allen Ernstes, dass Ihr Mann sich das nicht vorstellen kann? Als Architekt hat er Fantasie.«

Ich schluckte. »Woher wissen Sie, dass er Architekt ist?«

»Das steht im Telefonbuch.«

Das stimmte. Aber es stand im Münchener Telefonbuch. Und in meinem Ausweis stand unsere Adresse in Aschau. In meinem Portemonnaie war nichts über meinen Mann zu finden, kein Hinweis darauf, dass er ein Büro und eine Wohnung in München hatte. »Kennen Sie meinen Mann?«

»Ich lerne ihn gerade kennen«, antwortete er.

»Kannten Sie ihn schon, bevor Sie mich entführt haben?«

Er neigte den Kopf zur Seite. »Wollen Sie tatsächlich mit solchen Fragen Ihr Leben aufs Spiel setzen?«

Mein Herz begann zu rasen. Von einer Sekunde auf die andere, als hätte er einen Schalter umgelegt.

»Wenn Sie nichts über mich wissen, dann können Sie mir später auch nicht gefährlich werden.«

Später ... wann würde das sein? Ich hatte keinen Anhaltspunkt mehr für die Zeit. »Können Sie mir bitte meine Armbanduhr zurückgeben?«

Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Oder wenigstens eine Kopfschmerztablette?«

»Essen Sie etwas!« Er zeigte auf das Tablett, das immer noch am Boden stand. »Dann vergehen Ihre Kopfschmerzen von ganz allein.«

Wut löste einen Moment lang meine Angst ab. »Glauben Sie tatsächlich, dass ich Hunger haben kann, solange ich nicht weiß, ob ich das hier überlebe?«

»Sie werden es überleben, wenn Sie sich an meine Anweisungen halten und kooperieren. Allerdings muss auch Ihr Mann mitspielen.«

»Warum lassen Sie mich nicht mit meinem Mann sprechen? Er denkt vielleicht, ich sei tot. Wenn er ein Lebenszeichen von mir bekäme, dann ...«

»Er hat längst ein Lebenszeichen.«

Das war nicht möglich. Ich runzelte die Stirn. »Aber ...«

»Ich habe Ihre Stimme mit einem Diktafon aufgenommen und sie ihm am Telefon vorgespielt.« Die Wollmütze, die er übers Gesicht gezogen hatte, schien zu jucken. Er kratzte sich an der Schläfe.

Ich glaubte ihm nicht. Wenn Laurenz tatsächlich meine Stimme auf Band gehört hatte, wenn er sicher sein konnte, dass ich noch am Leben war, würde er keine Sekunde zögern und das Geld besorgen. »Vielleicht macht die Polizei Schwierigkeiten, vielleicht hält sie das Geld zurück.«

»Vielleicht will er aber auch auf elegante Weise seine Frau loswerden. Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht?«

Darüber brauchte ich nicht nachzudenken. Ich starrte ihn an.

»Verstehen kann ich ihn allerdings nicht«, meinte er mit seidenweicher Stimme und ließ seinen Blick auf mir ruhen.